

Zeitschrift für
aktuelle Fragen

kultur

elemente

Herausgegeben von der
Distel – Vereinigung

Poste Italiane s.p.a.
Spedizione in Abbonamento
Postale - 70 %
NE Bolzano

Nr. 137
2018

Euro 3,50

www.kulturelemente.org
info@kulturelemente.org
redaktion@kulturelemente.org



Grenzgänge

Foto: Maria Gapp

Margareth Lanzinger

Das Nonstal – ein „magnificent laboratory“¹⁾

Ich habe
meine Herde
mit zwei Brüdern
geteilt durch drei²⁾

Im Jahr 1974 erschien das Buch „*The Hidden Frontier. Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley*“, ³⁾ verfasst von zwei amerikanischen Anthropologen: John W. Cole (geb. 1934) und Eric R. Wolf (1923–1999). Wolf war der Initiator der Studie, die zwei Orte am Nonsberg, Tret und St. Felix, in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses stellte. Er wuchs in Wien auf und ab 1933 an der „Sudetengrenze der Tschechoslowakei“, wo sein Vater bis 1938 ein Textilunternehmen besaß. ⁴⁾ Infolge der Machtübernahme der Nationalsozialisten ging die Familie zunächst nach England und dann in die USA. Wolf kannte Südtirol: 1934

hatte er seine Sommerferien im Grödenal verbracht und am Ende des Zweiten Weltkriegs kam er als Angehöriger der US-Gebirgstruppen in dieses Gebiet zurück. Geprägt von nahezu weltumspannenden Bezugspunkten in seiner Familie und deren Freundeskreis, die von Lateinamerika bis in die Mandchurei reichten – seine Mutter war Russin –, von Wien als „crossroad of people“, ⁵⁾ vom konfliktbeladenen Sudetenland, war er seit seiner Kindheit für das Phänomen der Ethnizität sensibilisiert. So habe sich ihm schon lange vor seiner Karriere als Anthropologe „die Frage aufgedrängt, warum das ethnische Zugehörigkeitsgefühl so häufig stärker als die Klassenzugehörigkeit oder selbst die Staatsbürgerschaft“ sei. ⁶⁾

Die Studie zum Nonsberg, die Ende der 1950er Jahre mit ersten Feldforschungen begann, war dem entsprechend vom Interesse an Ethnizität geleitet: Tret repräsentierte

ein romanischsprachiges, St. Felix ein deutschsprachiges Dorf. Wolf hatte sich mit dieser Wahl für ein „relativ unbekanntes Tal“ – Val di Non – entschieden, das die beiden Anthropologen unter sich „scherzhaft“ gerne als „Danubian II“ oder als „Tal des Nichts“ bezeichneten. Wichtig war ihnen, dass sie hier „ethnische Beziehungen untersuchen [konnten], die weit in die Vergangenheit zurückreichen“ und nicht „Produkt“ der jüngeren Geschichte Südtirols waren, dass die Orte abseits von Touristenströmen lagen und dass es sich um „ein einfaches Feld“ handelte, in dem sie „alle relevanten Akteure kennenlernen und intensiv an den Aktivitäten teilnehmen“ konnten. Die Versuchsanordnung folgte der Logik, dass es sich um strukturell vergleichbare, im besten Fall benachbarte Orte handeln sollte: Die Größe der beiden Dörfer unterschied sich damals nur geringfügig. Tret bestand aus 37 Bauten und 60 Haushalten, St. Felix aus 61 Gebäuden und 74 Haushal-

3 Aus St. Felix berichtet **Ingrid Kofler** von der Normalität des Zusammenlebens im Nonstal.

11 **Nazario Zambaldi** organisiert seit 2014 das *Non-Festival* am Mendelpass. *Kulturelemente* hat mit ihm gesprochen.

12 Mit einem Foto-Essay folgt **Stephan Illmer** der Hofmahnstraße, die seit 1998 das Ultental mit dem Deutschnonsberg verbindet.

16 Für die *Kulturelemente* hat der Literaturblogger **Timo Brandt** *Val di Non* von Oswald Egger gelesen.

Als *Artist in Residence* bei *LanaLive* war **Benjamin Tomasi** am Deutschnonsberg und hat ein visionäres Projekt für St. Felix und Tret entworfen.

Grenzgänge – vom Gampenpass nach Fondo, war der Titel der Kulturwanderung von Markus Breitenberger, die **Maria Gapp** in der Fotostrecke festhält.

Thema

Editorial

Val di Non oder Fliter Flöter

Die aktuelle Ausgabe der Zeitschrift *Kulturelemente* wagt einen Blick in das Grenzgebiet Nonsberg/Val di Non. Der Lyriker Oswald Egger hat mit seinen literarischen Streifzügen zwischen Gewässer, Geäst und Gestein den Talnamen 2017 in sämtliche deutschsprachige Feuilletons gebracht. "Fein und doch mit so viel Gespür fürs Grobe. Poesie, die den Kern will und nicht nur den Saum." wie Timo Brandt in seinen Überlegungen zu Eggers Werk festhält.

Häufiger noch als um die reich bebilderte lyrische Prosa von Egger dreht es sich, zumindest im Oberen Nonstal, um ein anderes Buch. 1974 erschien *Die unsichtbare Grenze* (engl. Originaltitel: *The Hidden Frontier*). Darin untersuchten in die beiden Anthropologen John W. Cole und Eric R. Wolf in Tret und St. Felix das Leben an der Sprachgrenze.

Doch wie sieht es heute aus? Wie ist es mit den *Crucchi* und den *Nonès*, den *Walschen* und *Todèschi*? Wer aus der Gegend um Gampen- und Mendelpass kennt sie nicht, die Geschichten von den Raufereien am Nonsberg? Und von den gemeinsamen Festen? Seit alter Zeit fahren viele von St. Felix nach Castelfondo oder Fondo zur „*coscrizione*“ oder zum Nikolaus Umzug, während die Leute aus Fondo zum Osterball nach St. Felix kommen oder mit ihrer „Madonna“ zum Wallfahrtsort Unsere liebe Frau im Walde pilgern; ganz zu schweigen von den vielen gemeinsamen Hochzeiten.

Kulturelemente 137 spürt diesem faszinierenden Bergtal nach, folgt Straßen und Wegen, sieht und betrachtet die Landschaft, überquert mehrfach die Sprachgrenze in beide Richtungen. Immer wieder kommen dabei Künstler und Kulturinitiativen zu Wort, die sich in den letzten Jahren mit der Gegend beschäftigt haben. Ihre Standpunkte, Visionen und Projekte – wie das Migrationsmuseum zwischen Tret und St. Felix mit seinen hohen Aussichtstürmen – verwandeln den einsamen Nonsberg in ein unvermutetes Tal der Kultur.

Hannes Egger /
Haimo Perkmann



Grenzgänge: Markus Breitenberger

Foto: Maria Gapp

ten.⁷⁾ Die Ökologie der beiden Orte – im Sinne naturräumlicher Gegebenheiten und Umweltbedingungen – stellte die BewohnerInnen vor dieselben Herausforderungen einer Landwirtschaft auf etwa 1.200 Metern Höhe mit höher gelegenen Bergwiesen.

Die Besonderheit und der innovative Charakter des Ansatzes lagen darin, dass Cole und Wolf Ethnizität nicht nur als politische Kategorie im engeren Sinn, sondern als anthropologische Kategorie fassten, zu deren Verständnis Bereiche wie die Organisation sozialer Beziehungen – Arbeits-, Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen –, die Erbpraxis und die Ökologie in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückten. Insofern stellten sie – wie auch andere amerikanische Anthropologen, die in jener Zeit im Alpenraum forschten – ganz „andere Fragen [...] als dies Volkskundler und Historiker aus Europa getan haben“, ⁸⁾ die in den ersten Nachkriegsjahrzehnten in den Alpen vornehmlich eine „traditionsbewahrende Reliktlandschaft“ sahen. ⁹⁾ Dass Cole und Wolf, gemessen daran, ihrer Zeit weit voraus waren, mag eine Erklärung dafür sein, dass die Übersetzungen ins Italienische und ins Deutsche erst mehr als zwei Jahrzehnte nach dem amerikanischen Original erschienen sind, nämlich 1993 ¹⁰⁾ und 1995. Reinhard Johler konstatierte in seinem Nachwort zur deutschen Übersetzung diesbezüglich: „Denn so sehr der angelsächsische Diskurs von diesem Werk angeregt und mitbestimmt wurde, so auffallend ist doch die Nichtbeachtung im behandelten Forschungsfeld, im deutsch- und italienischsprachigen Wissenschaftsraum sowie am Ort der Untersuchungen, in Südtirol und im Trentino selbst.“ ¹¹⁾

Die historische Forschung zum Alpenraum hat sich inzwischen grundlegend verändert. ¹²⁾ *The Hidden Frontier* gilt jedoch weiterhin als paradigmatisch in zweierlei Hinsicht: Zum einen steht die Studie für eine gelungene Verbindung von Anthropologie und Geschichte.

Denn im Ergebnis war es die Geschichte, die ein wichtiges Erklärungsmodell für Differenzen zwischen den beiden Dörfern lieferte. Eric Hobsbawm konstatierte auf dem Klappentext der deutschen Version, dass Wolf und Cole „an die Grenzen ihres zeitgenössischen kanonisierten ethnologischen Instrumentariums“ gestoßen seien und feststellen mussten, dass „die soziale Praxis nicht allein aus Umwelteinflüssen erklärbar“ sei, sondern dass sich „ethnische Differenzen“ auch „als Widerschein historischer Prozesse herausbilden“ können. Als besonders wirkmächtiger historischer Prozess erwiesen sich in ihren Konsequenzen Herausbildung und Praxis des rechtlich-politischen Status der Bauern im deutschsprachigen Tirol seit dem Spätmittelalter und dem Beginn der Frühen Neuzeit. Während das romanische Tret aus Sicht der beiden Anthropologen in seiner sozialen Organisation vor allem auf flexible Netze von Verwandtschaftsbeziehungen baute, die sie als „private Beziehungen“ definierten und die bis in die Amerikas reichten, „wo Verwandte und Freunde immer noch Teil dieses aktiven Netzes“ waren, gehörte in St. Felix „jeder Hof einem Anerben, der die Autorität über den Haushalt“ innehatte. Der segmentalen familialen Organisation in Tret stand die hierarchi-

sche und geschlossene in St. Felix gegenüber. Zudem erachteten Cole und Wolf die „Verbindung zum politischen Bereich“ als markant: Der Bauernstand im deutschsprachigen Tirol, seit dem ausgehenden Mittelalter im Landtag vertreten, sicherte sich im Laufe der Jahrhunderte diverse Privilegien und zeigte Loyalität, was Cole und Wolf im Sinne einer staatlichen Integration interpretieren. Der Bauer habe daher „von allem Anfang an“ eine doppelte Rolle: Er war der Hausherr und vertrat damit Haus und Familie auch nach außen. „Mit anderen Worten: sein privater Status in der sozialen und wirtschaftlichen Sphäre verleiht ihm eine gewisse Rolle im juristisch-politischen Bereich. [...] So gliedert sich in St. Felix die Struktur des Bauernhofes in die juristisch-politische Struktur ein“. ¹³⁾ Dem gegenüber würden sich italienische Gemeinden primär auf die Stadt hin orientieren. Der Staat dahinter sei schwach, soziale „Beziehungsnetze dagegen“ seien „real“. ¹⁴⁾

Zum anderen liefert die Studie ein wichtiges Korrektiv bezogen auf die Erbpraxis und deren Folgen. Ungefähr seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bestimmte die Kritik an der zunehmenden Zerstückelung und Zersplitterung des Bodens den rechtlich-ökonomisch-politischen Diskurs um die Realteilung, das heißt um das Erbmodell, dem zufolge alle Kinder einen Anteil an den liegenden Gütern erhielten. Diese „Ideologie der Erbfolge“, wie Cole und Wolf es nennen, war handlungsleitend in Tret, während in St. Felix das so genannte Anerbenrecht vorherrschte: Ein Kind, in der Regel der älteste Sohn, übernahm den Liegenschaftsbesitz in seiner Gesamtheit. Worauf bereits Jon Mathieu für Graubünden hingewiesen hat, änderte die Freiteilbarkeit von Besitz unter den Kindern jedoch nicht notwendigerweise etwas am Parzellenmuster, denn Parzellen habe man nur ungern zerteilt. Der Besitz setzte sich vielmehr – infolge einer Heirat und Haushaltsgründung – immer wieder neu zusammen. ¹⁵⁾ Cole und Wolf konnten dieses Ergebnis in vergleichender Perspektive weiter fundieren: Trotzdem in den beiden Dörfern ein konträres normatives Erbmodell galt, waren die Unterschiede in der Praxis deutlich weniger ausgeprägt als erwartet. In Tret zeigte sich ebenfalls die Favorisierung eines Haupterben, und nicht selten war dies der älteste Sohn. In St. Felix wiederum war es den Eltern durchaus ein Anliegen, auch die Geschwister des Haupterben oder der Haupterbin mit Grund und Boden auszustatten, und lange nicht immer war es der älteste Sohn, der die Besitznachfolge antrat. Die Praxis des Transfers und der Organisation von Besitz gestaltete sich demnach in Tret und St. Felix durchaus ähnlich. Und auch die Besitzstruktur wies gewisse Gemeinsamkeiten auf. Zwar lag der Anteil an sehr kleinen Besitzeinheiten (unter drei Hektar) in Tret deutlich höher als in St. Felix, mittlere Besitzeinheiten waren jedoch ungefähr gleich verteilt – sie machten da wie dort etwa ein Drittel aus. Die durchschnittliche Größe der St. Felixer Besitzeinheiten ohne

Grenzgänge: Vom Gampenpass nach Fondo war eine im Mai 2017 von Markus Breitenberger geleitete Kulturwanderung im Rahmen von *LanaLive „Via Lombarda“*. Die Wanderung führte vom Gampenpass nach Fondo, bei welcher es viel Zeit gab, um die Gegend kennen zu lernen, zu schauen, zuzuhören und den Wandel in Landschaft, Architektur und Sprache wahrzunehmen. Nach der Besichtigung des Bunkers am Gampenpass mit *Maria Luise Weiss* und *Patrik Ausserer* ging es über den alten Weg hinunter nach Unser liebe Frau im Walde, wo die Neue Volksmusikformation *KasMilchButter* am Dorfplatz aufspielte. Nach dem Mittagessen im Gasthof *Zum Hirschen*, dem ehemaligen mittelalterlichen Hospiz für Wanderer und Pilger, wanderte die Gruppe weiter nach nach St. Felix, überschritt die Provinz- und Sprachgrenze, kam nach Tret und traf schlussendlich am Dorfplatz von Fondo ein. Dort empfing der aus der Val di Non stammende Liedermacher *Felix Lalù* die Wandererinnen und Wanderer mit einem Konzert. Die Fotografin **Maria Gapp** nahm an der Kulturwanderung teil und zeigt quer durch die *Kulturelemente* 137 ihre Impressionen.

Wald wich nur um einen halben Hektar von jener in Tret ab, Besitzeinheiten mit eigenem Wald waren allerdings durchschnittlich doppelt so groß.¹⁶⁾

Nach wie vor wird in der internationalen Forschung auf die Studie von Cole und Wolf rekurriert. Am intensivsten damit auseinandergesetzt hat sich zuletzt Dionigi Albera, ein historisch arbeitender Anthropologe, dessen Karriere mit Forschungen zu den Piemonteser Alpen begann und der nunmehr *directeur de recherche* am CNRS und am *Institut d'ethnologie méditerranéenne, européenne et comparative* in Aix-en-Provence tätig ist. In seinem 2011 erschienenen Buch über Boden, Macht und Verwandtschaft im alpinen Europa stellt er den gesamten Alpenbogen umfassende Vergleiche an.¹⁷⁾ Dafür arbeitet er eine „kontextuelle Typologie“ heraus, die drei bäuerliche Haushalts-, Familien-, Verwandtschafts- und Erbmodelle in Verbindung zueinander unterscheidet. Neben dem „type bourgeois“ und dem „type agnatique alpin“ nennt er den „type Bauer“,¹⁸⁾ der maßgeblich auf den Befunden von Cole und Wolf zu St. Felix gründet. Darauf basiert Alberas sozio-politische und soziokulturelle Modellierung des ostalpinen Raums – der sich von Südtirol nach Österreich und Slowenien zieht. Bei allen Verdiensten, die dem groß angelegten Unterfangen von Albera, zuzusprechen sind, liegt ein Problem der Studie darin, dass sie zwangsläufig auf einer Vielzahl älterer Forschungen aufbaut und damit Ergebnisse fortschreibt, die mittlerweile einer Differenzierung bedürften. Das gilt auch für die Pionierstudie *The Hidden Frontier*.

Aus heutiger Sicht sind vor allem drei Punkte diesbezüglich anzuführen: Besitztransfers im Erbgang müssten breiter kontextualisiert, das heißt, in das gesamte Spektrum an Vermögenstransaktionen eingebunden werden, das Geld, Mobilien sowie vertragliche Ansprüche und damit auch das Heiratsgut beziehungsweise die Mitgift der Frauen und die Erbteile der Geschwister mit einschließt sowie die Frage des Zusammenspiels von Erb- und Ehegüterpraxis aufgreift. Davon ausgehend und bezogen auf St. Felix müssten zudem die Fragen nach Bedeutung und Praxis von Verwandtschaft neu gestellt werden. Fernere Verwandtschaftsbeziehungen über Nachkom-

men und Geschwister hinaus, müssten einbezogen und die Bandbreite situativer Aktivierung und Präsenz von Verwandten ausgedehnt werden.¹⁹⁾ Und schließlich sind die Befunde von Cole und Wolf in ihrer Zeitlichkeit zu sehen. In Kapitel neun „Die neue Wirtschaftsordnung“ orteten die beiden Anthropologen bereits in den 1960er Jahren ökonomische und soziale Veränderungen. Mittlerweile sind die beiden Orte merklich auseinandergedriftet. In St. Felix fielen im Zuge einer Exkursion mit Studierenden der Universität Wien im Jahr 2006 sogleich die zahlreichen Neubauten, Zubauten und Renovierungen auf: Wohnhäuser, Wirtschaftsgebäude, umfassende Infrastruktur von der Feuerwehrrhalle über Schulen, eine Bibliothek bis zur Kläranlage oder einem Sportplatz und nicht zuletzt eine neu errichtete Gewerbezone. Tret jedoch verfiel

zum Teil, alte Steinhäuser, zahlreiche Ställe und Stadel standen leer, die Zahl der Einwohner und Einwohnerinnen war so weit geschrumpft, dass die Volksschule aufgelassen wurde. Neben der Kirche war die *Casa sociale* die einzige öffentliche Einrichtung. Nicht einmal eine Hand voll bäuerlicher Betriebe gab es damals noch; die ungenutzten Wiesen und Felder pachteten die St. Felixer Bauern. Neubauten entstanden weit oberhalb des Ortszentrums an der Staatsstraße zum Gampenpass, vornehmlich Wochenend- und Feriehäuser von Mailändern, Boznern und anderen. Eine plausible Erklärung für diese drastische Differenz sahen wir in der unterschiedlichen Förderpolitik der letzten Jahrzehnte auf Provinzebene, die in Südtirol – anders als im Trentino – auch Klein- und Bergbauern unterstützt hat.²⁰⁾



- 1) Eric R. Wolf, Ownership and Political Ecology, in: Anthropological Quarterly 45, 3 (1972), 201–205, 201.
- 2) Oswald Egger, Val di Non, Berlin 2017, 192.
- 3) John W. Cole u. Eric R. Wolf, The Hidden Frontier. Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley, New York/London 1974.
- 4) Jonathan Friedman, An Interview with Eric Wolf, in: Current Anthropology 28, 1 (1987), 107–118, 107.
- 5) Friedman, An Interview, 107.
- 6) John W. Cole u. Eric R. Wolf, Die unsichtbare Grenze. Ethnizität und Ökologie in einem Alpentale. Wien/Bozen 1995, 28.
- 7) Cole/Wolf, Die unsichtbare Grenze, 31 (Zitat), 33.
- 8) Norbert Ortmayr, Amerikaner in den Alpen. Historisch-kulturanthropologische Studien über die alpenländische Gesellschaft, in: Karl Kaser u. Karl Stocker (Hg.), Crios Rache. Neue Aspekte strukturge-schichtlicher und theoriegeleiteter Geschichtsforschung in Österreich, Köln/Wien/Weimar 1992, 131–150, 133.
- 9) Reinhard Johler, Nachwort, in: Cole/Wolf, Die unsichtbare Grenze, 419–433, 420.
- 10) John W. Cole u. Eric R. Wolf, La frontiera nascosta. Ecologia e etnicità fra Trentino e Sudtirolo, San Michele all'Adige 1993. Diese erste Auflage wurde vom Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina, San Michele all'Adige, initiiert und gedruckt. Eine zweite überarbeitete Auflage ist 1994 bei La Nuova Italia Scientifica in Rom erschienen und im Jahr 2000 von Carocci, ebenfalls in Rom, neu aufgelegt worden.
- 11) Johler, Nachwort, 420.
- 12) Auf zwei grundlegende Werke sei verwiesen: Jon Mathieu, Geschichte der Alpen 1500 – 1900, Wien/Köln/Weimar 20012 (1998); Pier Paolo Viazzo, Upland Communities. Environment, Population and Social Structure in the Alps Since the Sixteenth Century, Cambridge 1989.
- 13) Cole/Wolf, Die unsichtbare Grenze, 339.
- 14) Cole/Wolf, Die unsichtbare Grenze, 342.
- 15) Jon Mathieu, Bauern und Bären. Eine Geschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800, Chur 1987, 43–44.
- 16) Cole/Wolf, Die unsichtbare Grenze, 216, Tabelle 6. Die Durchschnittsgröße der Besitzeinheiten ohne Wald lag in St. Felix zwischen 4,5 und 5,0 Hektar, in Tret zwischen 4,0 und 4,5 Hektar, die Durchschnittsgröße der Höfe in St. Felix mit Wald bei 10 Hektar.
- 17) Dionigi Albera, Au fil des générations. Terre, pouvoir et parenté dans l'Europe alpine (XIVe–XXe siècles), Grenoble 2011.
- 18) Albera, Au fil des générations, 151–155.
- 19) Ausführlicher dazu Margareth Lanzinger, Patterns of Domestic Organisation: The Transfer of Goods and of Relatives, in: Dionigi Albera, Luigi Lorenzetti u. Jon Mathieu (Hg.), Reframing the History of Family and Kinship: from the Alps towards Europe, Bern u. a. 2016, 95–113.
- 20) Margareth Lanzinger u. Edith Saurer (Hg.), Ungleichheit an der Grenze. Historisch-anthropologische Spurensuche im alpinen Raum: Tret und St. Felix, Bozen, Edition Raetia, 2010

Ingrid Kofler

Crucchi und Nonès – Walsche und Todèsc: Alltag am Nonsberg

Romeo, Sohn der Montecchi, wohlhabende Holzunternehmerfamilie aus St. Felix, verliebt sich in Giulietta, Tochter der Capuleti Familie, wohlhabende Apfelbauernfamilie aus Castelfondo.¹⁾

Szene 1: Sansone und Gregorio sind Aufseher des Capuleti-Grundbesitzes, Abramo ist Mitarbeiter bei den Montecchi.

Sansone: Oggi faccio presto a picchiare se mi scaldo. [...] comunque se arriva un Montecchi dalla nostra parte del bosco, io sono pronto. Uomo o donna per me non fa differenza.

Gregorio: [...] Tira fuori il tuo arnese, vedo un operaio dei Montecchi; sarà venuto a cacciare ancora dalla nostra parte di bosco?

Sansone: Ma va! Avranno mandato quel bas-

tardo a spostare il confine un'altra volta. [...] quello anche se gliene dici una sola gliela devi dirla sillabando, se no non ti capisce!

Gregorio: Sei proprio raffinato, sai? Guarda e impara (er wendet sich bedrohlich Abramo zu) C-o-s-a s-t-ai f-a-c-e-n-d-o?

Abramo (erschrocken): Cosa?! Wos?

Sansone: (Battuta in dialetto che prende in giro la lingua tedesca) Eh si ora si canta! Was ist los, was ist das... da da da! Te l'ho detto che non capisce un cavolo!

...die Auseinandersetzung geht weiter, es kommt zu einer Rauferei, Capuleti und Montecchi erscheinen und streiten sich, bis die Polizei kommt und den Streit beendet. [...]

Szene 2: Romeo und seine Freunde erfahren

von einem Fest, welches die Montecchi organisieren. Auch wenn sie nicht eingeladen sind, gehen sie hin.

Romeo (zu seinen Freunden): Wer isch de Dame? [...] De wos mear glänzt als de Fockln olle mitnonder [...] (Wer ist diese Dame? Die mehr glänzt als alle Fackeln miteinander)

Tebaldo (Neffe der Capuleti): Zio! Chel che parla en cruco, mi par chel sia en Montecchi! [...] Chel iu lè en Montecchi, en nos nemizi, lè nu ala nosa festa par gringarme fuera! [...] lè cheliu chel bastardo den cruco! [...] conger star calmo el me fa deventar mat. Von e speti de fuera...cheliu la superà el confin! (Zio! Quello che parla in tedesco, mi pare che sia un Montecchi! Quello lì è un Montecchi, sono nostri nemici, è venuto alla nostra festa per farci ridicoli! È quello lì quel bastardo di un tedesco! Devo stare calmo, mi fa diventa-



Grenzgänge: KasMilchButter

Foto: Maria Gapp

re matto. Vado e aspetto fuori...quello lì ha superato il confine!)

(Romeo und Giulietta begegnen sich zum ersten Mal und verlieben sich, ohne voneinander zu wissen und erfahren erst später von anderen, wer sie sind.)

Romeo (zu seinen Freunden): Eine Capulet?!? Oh Gott! Mein Herz und mein Leben sind in der Gewalt meiner Feindin. (Mein Herz und mein Leben sind in der Gewalt meiner Feindin)

Giulietta (zu ihrer Bediensteten): Ma dime ti se el mè prim amor el ghià da aver beie con me pare! (Ma dimmi tu se il mio primo amore deve avere beghe con mio padre!)

Szene 3: Es kommt zu einer Streiterei, wo Tebaldo (Capuleti) und Mercuzio (Montecchi) zu Tode kommen. Romeo flüchtet und die Polizei ermittelt:

Capitano di Polizia (zu Capuleti und Montecchi): [...] Il vostro odio, i vostri problemi con questo maledetto confine, che è così nascosto che nessuno sa dove finisce un paese e dove inizia l'altro...

Diese kurzen Auszüge aus einem Theaterstück, welches 2008 von den Theatergruppen St. Felix und Castelfondo gespielt wurde, zeigen das auf, was sich wohl viele am (Deutsch-) Nonsberg erwarten. Diese versteckte, unsichtbare Grenze, welche St. Felix von Tret, Südtirol vom Trentino, und die „Crucchi“ von den „Walschen“ trennt, hat schon mancherlei Leute dort hingezogen. Eigentlich gehörten die Dörfer St. Felix und Unsere liebe Frau im Walde lange zur Gemeinde Fondo und Castelfondo. Anthropologen, Historiker, Kulturwissenschaftler, Soziologen, Geografen uvm., untersuchen diese Grenze als exemplarisches Beispiel der Trennung der deutsch- und italienischsprachigen Kultur im Alpenraum. Norden und Süden, das Aufeinandertreffen zweier Kulturen am Nonsberg. Menschen, die so getrennt leben, dass sie sich Jahrhunderte lang nie vermischt haben und die eigene Sprache, Kultur und Tradition erhalten haben. Aber was ist dran an dieser Geschichte? Sind sie wirklich so weit voneinander entfernt oder trägt der Schein den Anblick?

Wer von der Gegend kennt sie nicht, die Geschichten von den Raufereien am Nonsberg, welche nicht nur als Theater gespielt werden, sondern auch in der Wirklichkeit zwischen den Todèsci und den Nonèsi geschehen sind.

Aber auch umgekehrt: die gemeinsamen Feste die gefeiert wurden und werden, die Felixer die nach Castelfondo oder Fondo zur „coscrizione“ oder zum Nikolausumzug fahren, oder die einen umgekehrt zum Osterball nach St. Felix kommen oder mit ihrer „Madonna“ zum Wallfahrtsort von Unsere liebe Frau im Walde pilgern oder gar die eine oder andere gemeinsame Hochzeit gefeiert haben. Und nicht zu vergessen: der Trentingrana aus den Sennereien von Castelfondo und Fondo wird mit der Milch von Deutschnonsberger Kühen produziert, noch nie hat jemand einen Unterschied oder eine Vermischung gemerkt. Nicht nur die soziale oder kulturelle, sondern auch die ökonomische Komponente spielt eine wichtige Rolle: wie viele Bauern würden in diesem Berggebiet überleben können, ohne Südtiroler Beiträge und Trentiner Milchpreise? Und welchen Trentingrana könnten die Sennereien von Fondo und Castelfondo ohne Milch aus dem Deutschnonsberg verkaufen?

Fährt jemand über den Gampen- oder über den Mendelpass von Unsere liebe Frau im Walde nach Fondo oder umgekehrt, sind die Unterschiede eigentlich augenscheinlich: auf der einen Seite die Streusiedlung mit den einzelnen Höfen in den deutschsprachigen Dörfern (nach dem Modell des geschlossenen Hofes), auf der anderen die aufeinandergehäuften Häuser in den italienischsprachigen Dörfern (nach dem Modell der Realteilung). Nicht nur an der Architektur erkennt man einen Unterschied zwischen den Dörfern, sondern auch an der Sprache: „Sag mir wie du sprichst und ich sage dir wohin du gehörst“. Aber. Wie sprechen dann diese Menschen miteinander? Sprechen sie miteinander? Ja. Sie sprechen und verstehen sich: oft sogar jeder in der eigenen Sprache, Nonès oder Dialekt, natürlich. Die Kommunikation zwischen ihnen, welche zum alltäglichen Leben gehört, scheint doch alles mehr als eine Trennung und eine unsichtbare Grenze: eigentlich hat doch jeder auch voneinander gelernt und lebt miteinander – früher, jetzt und in Zukunft.

Aber was ist dran an diesen Geschichten? Ist dieser (Deutsch-) Nonsberg vielleicht ein besonderer Ort? Nicht ein „ethnischer Raum“, wie oft so gerne dargestellt, sondern ein „dritter Raum“, eine Hétérotopie (Foucault), die nach eigenen Regeln lebt? Ein Ort, welcher absolut anders ist als was er scheint, ein „dritter Raum“ welcher geradezu zwischen den Kulturen steht. Ein Ort des (Un)Mögli-

chen, wo es nicht darum geht die eine Identität als stärker oder gar besser als die andere zu bezeichnen und vielleicht sogar eine neue „dritte Kultur“ – eine eigene „Grenzkultur“ – geschaffen hat, welche sich fernab von dem abwickelt, was sich viele Außenstehende erwarten würden.

Wie Simmel es lehrte, bedeuten Grenzen eigentlich nicht (nur) Trennung, sondern Interaktion: jedes Element wirkt auf das andere und setzt dem anderen die Grenze. Also nicht die Grundstücke oder Länder machen die Grenzen aus, sondern deren Einwohner. Sie machen die Gemeinschaft aus, welche sich gegen Innen und nach Außen abgrenzt – aber eben auch die Beziehungen der Bewohner untereinander in eine einzigartige Weise färben. Diese Färbung erkennt man in den alltäglichen Handlungen und Leben, welche diese Grenze überwinden. Die Eigenheit, an der Grenze zu leben bringt eine kontinuierliche Akkulturation mit sich, wo beide voneinander lernen, sich näher kommen, Werte, Normen und Lebensstyle austauschen, auch wenn sie in unterschiedlichen Realitäten wohnen. Dies macht die Nonèsi der „Anaunua“, ob deutsch- oder italienischsprachig, somit zu einer Grenzgemeinschaft, wo das Zusammenleben und der Austausch zum Alltagsleben gehört und die Grenze und Unterscheidung eigentlich nicht existiert.

„Bei uns, hier im Nonstal, ist das Zusammenleben eine Normalität, weil wir sind von Kind auf daran gewöhnt mit denen zu sprechen, dort einzukaufen. Für uns ist das kein Problem, Deutsch und Italienisch vermischen sich.“ Schon von klein auf entsteht der Kontakt. Kinder aus Tret, Fondo, Sarnonico, Cavareno, Romeno... sie kommen nach St. Felix in den Kindergarten, circa die Hälfte der Kinder kommt aus dem Trentino. Kinder stellen sich dabei keine Fragen. Somit entstehen Freundschaften, in welchen gemeinsam Sport betrieben und später gemeinsam gefeiert wird...gemeinsam am Nonsberg gelebt wird, jeden Tag.

Und doch gibt es sie immer noch beide, die Deutschnonsberger und die Nonèsi, sie leben in dieser Dialektik zwischen „Zusammenleben als Normalität“ und „Nichtvermischung der Kulturen“, in der sie sich eine eigene Grenzkultur angeeignet haben, welche sich vom restlichen Trentino und Südtirol unterscheidet. Jeder erkennt sich in und durch den Anderen – über die Grenze hinweg.

1) Nach einem Regiebuch von Serial Flowers, 2008

L'ORA DE LA MORA

Felix Lalù

Fan doi colpi ala mora

*Un par un
Cià la mora
Caterina
Seila
Tutta la voglio
Trema a dirlo
Do soleti
Trema 'l papa
Doi man
Nove no vegno
Va' che gias batù sora
T'hai dit spetel caci*

*Vei ci don, fan doi colpi ala mora
E, se es n'om, dai doi colpi ala mòra
Vei ci om, fan doi colpi ala mora
No narastus a ciasa bonora
Che l'e l'ora
L'ora de dir...*

*Trielina
Sei allora
Do'ntel cul
E cik ciok
Larga la voglio
Oto otoni
Settebello
Trema 'l papa
Doi man
Cater a bater
Dai che l'è rossa
Chesto tel fon séc*

*Vei ci om, torna a ciasa e laora
Che l'è ora
'Mplanta io coi toi colpi ala mora
E se es n'om dai doi colpi ala mòra
La me mòra
Prima che la pasion la te mora
Semper che el te tiria ancora*

*Fan doi colpi ala mora
Fan doi colpi all'amore*

TRADUZIONE IN ITALIANO

L'ORA DELLA MORRA

Fan doi colpi ala mora / Facciamo due colpi alla morra

*Un par un
Cià la mora
Caterina
Seila
Tutta la voglio
Trema a dirlo
Do soleti
Trema 'l papa
Doi man
Nove no vegno
Va' che gias batù sora / Occhio ci hai battuto sopra (=hai perso il punto)
T'hai dit spetel caci / Ti ho detto aspettalo qui
Vei ci, don, fan doi colpi ala mora / Vieni, don, facciamo due colpi alla morra
E, se es n'om, dai doi colpi ala mòra / E se sei un uomo dai due colpi alla mora
Vei ci om, fan doi colpi ala mora / Vieni, uomo, facciamo due colpi alla morra
No narastus a ciasa bonora / Non te ne andrai a casa presto
Che l'e l'ora / Che è l'ora
L'ora de dir... / L'ora di dire...*

*Trielina
Sei allora
Do'ntel cul
E cik ciok
Larga la voglio
Oto otoni
Settebello
Trema 'l papa
Doi man
Cater a bater
Dai che l'è rossa / Forza, manca un punto
Chesto tel fon séc / Questo te lo faccio al primo colpo*

*Vei ci om, torna a ciasa e laora / Vieni, uomo, torna a casa a lavorare
Che l'è ora / E' ora
'Mplanta io coi toi colpi ala mora / Finiscila coi tuoi punti alla morra
E se es n'om dai doi colpi ala mòra / E se sei un uomo, dai due colpi alla mora
La me mòra / La mia mora
Prima che la pasion la te mora / Prima che ti muoia la passione
Semper che el te tiria ancora / Sempre che ti tiri ancora
Fan doi colpi ala mora / Facciamo due colpi alla morra
Fan doi colpi all'amore / Facciamo due colpi all'amore*



Grenzgänge: Felix Lalù

Foto: Maria Gapp

Martin Hanni

Das Nones – Eine Talfahrt

Das Val di Non im Trentino ist ein langgezogenes Hochtal. Was die einen (Trentiner) als Tal bezeichnen, bezeichnen die anderen (Südtiroler) als Berg. Die Wahrheit liegt wohl irgendwo in der Mitte, den das Nonstal/der Nonsberg ist ein Übergang – von einer Bergkuppe in ein Hochtal. Kurzum, das Non-Gelände zieht sich entlang des Mendelgebirges und bildet die natürliche Grenze zwischen dem Trentino und Südtirol.

Für die Wissenschaft hat diese Gegend seit den 1960er/70er Jahren eine besondere Bedeutung, da hier das anthropologische Standartwerke *The hidden Frontier* entstanden ist, welches die beiden Wissenschaftler John W. Cole und Eric R. Wolf 1974 auf den Markt brachten. Darin haben sie der Gegend und der Sprache/dem Dialekt des Nones ein Denkmal gesetzt. Ist es das eine? Ist es das andere? Auch darüber scheiden sich die Geister.

The hidden Frontier wurde Anfang der 1990er Jahre vom Dalai-Lama-Biografen

und erlebte Geschichte und publizierten am Ende nicht Geschichte als Geschichtsschreibung. Vielmehr zeigten sie mitunter auf, wie viele Nonesi um 1900 ihr Land Richtung Amerika verlassen mussten, aus Armut.

Bis heute pilgern Wissenschaftler in diesen Mikrokosmos an der Sprachgrenze und hören das sogenannte Nones in den Bars, Geschäften und auf dem Dorfplatz. Auch im deutschsprachigen St. Felix, wo das Nones von den älteren Menschen noch verstanden wird, wie die dortige Kulturarbeiterin Maria Luise Weiss untermauert: „*Die Felixer mussten Nones verstehen, waren sie doch immer im Austausch mit den benachbarten, südlichen Dörfern, Tret oder Fondo*“.

Ins Trentino bestehen bis heute gute Beziehungen, kulturell und wirtschaftlich.

„*Es gibt in unserem Dialekt Bezüge zum Lateinischen. Und es gibt tatsächlich Ähnlichkeiten bei einigen Ausdrucksformen mit Ausdrucksformen im Ladinischen, etwa dem*

letzten Jahrzehnten wurde bei den staatlichen Volkszählungen gefragt: Fühlen sie sich zum Ladinischen Volk zugehörig? Das hat aber doch nicht viel mit unserem Val di Non zu tun. Dennoch gibt es einige, die darauf beharrten. Ich finde die Diskussion unserer Zugehörigkeit zu den Ladinern ist erzwungen.“ meint Giuseppe Wegher.

Vor einigen Jahren wurden die vielen Worte der alten Umgangssprache zu einem Wörterbuch zusammengetragen, auch das literarische Schaffenswerk einiger lokaler Poeten, die ihre Verse in Nones niederschrieben oder vortrugen.

Zwar gab es auch immer wieder Bestrebungen, dem Nones als Minderheitensprache einen offiziellen Status zu verleihen, doch der Großteil in den Nonstaler Dörfern verfolgt die Meinung des Kulturarbeiters Walter Jori: „*Ich finde, der Dialekt muss seine lokale Bedeutung beibehalten, er muss gepflegt und geschützt werden. Aber Nones als eigene Sprache zu deklarieren, kommt mir übertrieben*



Grenzgänge

Foto: Maria Gapp

Günther Cologna ins Deutsche übersetzt: „*Ich kannte dieses Nones, da es auch von meinen Großeltern gesprochen wurde. Sicher war das auch ein Gemisch Nones und Trentiner Dialekt. Und dass das Nones sehr ähnlich dem Ladinischen ist hab ich erst aus diesem Buch verstanden. Im Südtiroler Vinschgau etwa, wo das Ladinische ausgestorben ist, finden sich noch ein paar ladinische Flur- und Ortsnamen und unmittelbar nach der Grenze findet man das Rätoromanische. Der ganze Bereich von der Südschweiz bis Slowenien war vor vielen Jahrhunderten sprachlich verbunden.*“

Das Nones ist als kleiner Rest geblieben, als kleine Insel zwischen Berg und Tal.

Die Herangehensweise der beiden Autoren Cole und Wolf war sehr lebensnah. Für ihre Recherche lebten sie viele Monate in den kleinen Dörfern und unterhielten sich mit den Leuten, erfassten auf diese Weise gelebte

Ladinischen im Fassatal. Es sind vor allem Begriffe aus dem Alltag, zu Handwerksberufen und zu verschiedenen Aktivitäten. Sie sind ähnlich, manchmal sogar identisch“ erzählt Giuseppe Wegher, ehemaliger Bürgermeister von San Zeno, der neben dem Kulturzentrum im Nonstal seine eigenen, kleinen Dokumentationsschauräume gestaltet hat und sie auf Anfrage gerne herzeigt. Seit vielen Jahren sammelt er nicht nur Alltagsgegenstände der Gegend, sondern auch Zeitungsartikel, die er immer wieder in ajourierten Dossiers aufliegen lässt. Die nummerierten Dossiers tragen den Namen: *Cultura e identità nonese* und versammeln auf knapp 200 Seiten Zeitungsartikel und Meinungen zum Thema.

Insgesamt wird Nones von rund 30.000 Menschen gesprochen, doch immer wieder gehen die Wogen hoch im Nonstal, vor allem dann, wenn die *Nonesi* aufgerufen werden ihre autochthones Wesen zu deklarieren: „*In den*

vor. Wenn man von Sprache spricht, geht es um eine homogene Situation in einem größeren Gebiet. Das Nones oder wie wir sagen, das Anaunische, ändert sich zudem von Ort zu Ort“.

Dieser Meinung ist auch Alfio Covi aus Fondo und erinnert sich an die Schulzeit vor sieben Jahrzehnten: „*Von Dorf zu Dorf wechselt die Sprache. Vor allem bei der Akzentuierung merkt man das. Wir lernten früher erst in der der Schule Italienisch, zuhause sprachen alle Nones. Und bist du einem Dorfbewohner begegnet, den du kanntest, hast du mit ihm Nones gesprochen. Mit den Fremden sprachen wir Italienisch.*“

So hat sich im Trentino, im oberen und unteren Nonstal eine kleine Nones-sprechende Sprach/Dialektinsel erhalten, mit unsichtbaren aber nicht unüberhörbaren Verbindungen nach Graubünden in die ladinischen Täler bis nach Friaul.

BENJAMIN TOMASI

FLÏTER FLÒTER



FLÌTER FLÒTER

Hannes Egger

Benjamin Tomasi verbrachte als *Artist in Residence* des interdisziplinären Kulturfestivals *LanaLive* im Frühjahr 2017 eine Woche in einem der Chalets des Urlaubsressort *Felizitas* in St. Felix, wenige hundert Meter von der Provinzgrenze mit dem Trentino und der damit am Nonsberg einhergehende Sprachgrenze entfernt. Der aus Völs am Schlern stammende und in Wien lebende bildende und Klangkünstler stellte in der mongolischen Jurte des Resorts Ende Mai seine künstlerische Recherche zur Grenz- und Sprachsituation in einer *Lecture Performance* vor.

Ausgangspunkt seiner künstlerischen Forschung war das von Margareth Lanzinger und Edith Sauer herausgegebene Buch *Ungleichheit an der Grenze*. Christof Polesny resümiert darin, 40 Jahre nach der bekannten Studie *The Hidden Frontier. Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley* von John W. Cole und Eric R. Wolf: Dort (in St. Felix) ist „die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe auch heute immer noch hoch, und der Ort hat sich infrastrukturell ebenso wie im Bau beziehungsweise in der Renovierung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden hervor getan. In Tret hingegen verfällt so manches Haus. Auch der dörfliche und soziale Zusammenhalt sei nicht mehr so gegeben wie früher.“¹⁾

Tomasi begab sich auf Spurensuche nach Tret und entdeckte restaurierte, aber vor allem die zitierten verwaisten Häuser, die zum Teil leerstehend oder zum Verkauf angeboten wurden. Verblichene und überschriebene Schriftzüge an Häuserwänden, als Zeugen der Vergangenheit, als nostalgische Erinnerungen und Eckpunkte einer einst florierenden Dorfgemeinschaft regten sein Interesse. Die Sprache als ein entscheidendes kulturelles Element in diesem Grenzgebiet nutzte Tomasi auf künstlerische Weise, indem er auf anaunische Begriffe zurückgriff. Eine Sprache, die heute kaum mehr gesprochen wird, Verwandtschaften mit dem Ladinischen und Rätoromanischen aufweist und auf eine Zeit verweist, in welcher in beiden Dörfern wahrscheinlich dieselbe Mundart gesprochen wurde. *Flìter Flòter*, *bozbeter*, *mars!* und *filössera* sind die vom Künstler rekrutierten Begriffe, die er als Negativ-Schablone vor die Häuserfassaden mit den verblichenen Schriftzeichen bzw. in die Landschaft projizierte, als eine Art durchsichtiger Ruf der Geschichte, eine Erinnerung an Unerinnerbares, an vielleicht Dagewesenes, Verbindendes, Jenseits von trennenden Eigensprachlichkeiten.

Im dialektischen Entwurf zur imaginierten Vergangenheit entwarf Benjamin Tomasi ein ambitioniertes Zukunftsszenario für die Nachbarorte St. Felix und Tret: Ein Migrationsmuseum, das zu neuen und multiplen Identitäten, auf individueller als auch kollektiver Ebene beitragen kann. Ziel eines solchen Museums sollte es sein, den Beitrag, den die Migrantinnen und Migranten für die Gastgesellschaft geleistet haben, zu unterstreichen, die Vielfalt und den Reichtum der Kulturen der Herkunftsländer aufzuzeigen und das Recht auf eine doppelten Zugehörigkeit einzufordern, genauso wie Inklusion und Integration im Sinne der Stärkung des Gefühls der Zugehörigkeit zu fördern und vor allem auch um Bewusstseinsbildung zu leisten, d.h. dass die historischen und sozialen Gründe vermittelt werden, welche Individuen veranlassen, ihr Heimatland zu verlassen.

Das Migrationsmuseums zwischen St. Felix und Tret sollte nicht nur als Ort für Ausstellungen und zur Aufbewahrung von Objekten gedacht sein, sondern als ein lebendiger Ort der Begegnung für ein breites – nicht nur akademisches – Publikum.

Den architektonischen Entwurf, bestehend aus zwei hohen Überwachungs- bzw. Aussichts-Türmen, einen in Tret und einen in St. Felix, lieferte der Künstler als Abschluss zu seiner Performance-Lecture im Mongolenzelt am Deutschnonsberg – vor einem internationalen Publikum, mit europäischen, afrikanischen und asiatischen Wurzeln – gleich mit.

1) Margareth Lanzinger / Edith Sauer (Hg.) *Ungleichheit an der Grenze*. Historisch-anthropologische Spurensuche im alpinen Fraum: Tret und St. Felix, Edition Raetia, Bozen, 2010, Seite 59

FLÌTER FLÒTER

flìter-flòter (Oss.): gioco di parole usato nell'espressione *Flìter-flòter*, *l'é tut l'istés* (o simili) Dal più al meno, poco su poco giù, bianco o nero, (per me) tutto va. A Tuenno si direbbe: *Iga òga, l'é tut l'istés*. — Prob. si tratta di due voci espressive; sebbene venga fatto di pensare al ttir. *flutterl* (alias *flotter*, *flutterle*) indicante cianfrusaglia, fronzoli, trucioli, che si appendono all'aria per spaventare gli uccelli.

MARS!

mars! interiez., — trent. *id.* = via! avanti! in marcia! vattene! marsc! — Dal ted. (milit.) MARSCH! o dal franc. MARCHE! (imper. del vb. *marcher* Marciare).

FILÒSSERA

filössera sf., — trent. *id.* = fillössera (e fi-lössera): malattia della vite, o, meglio, insetto che dissecca la vite.

BO3BÉTER

bozbéter sm.: voce usata nella locuz.: *Te dón ben mi l bozbéter!* T'acconcio io per le feste! — È la riproduzione approssimativa dell'espress. ttir. di sfida Wòs WETTET ER? (ted. *Was wetten Sie?* Che cosa scommette?). — Cfr. il gard. *bòs-bél* nella propos. *Te dè pa ben l bos-bél*, col medesimo significato [L.-Ciam., p. 36].





Non Festival

Interview mit Nazario Zambaldi

Kulturelemente: Als Location für das Non-Festival hast du den Mendelpass gewählt. Könntest du diesen speziellen Ort beschreiben und erklären warum du gerade dort ein Festival für zeitgenössische Kunst veranstaltest?

Nazario Zambaldi: Den Mendelpass habe ich als einen Ort der Grenze, wenige Minuten von meiner Geburtsgemeinde entfernt, gewählt. Die Mendel repräsentiert sehr gut meine künstlerische Recherche an der Schnittstelle zwischen individuellen und kollektiven Grenzen. Ich denke an meine Erfahrungen im künstlerisch-theatralen Kontext der Psychiatrie in Meran, oder an meine Kunstprojekte „Babylon“ und „Macello“ in der Bozner Peripherie, oder auch an die jüngsten Projekte in Zusammenarbeit mit Migranten. Zwischen Südtirol und Trentino, woher meine Eltern stammen – meine Mutter ist am Nonsberg geboren – findet sich eine kollektive Identität, die beide Sprachgruppen, Italiener und Deutsche, umfasst; dort suche ich über die Kunst einen kreativen Dialog.

KE: Die erste Ausgabe des Non Festival fand 2014 statt. Mit welcher Thematik beschäftigte sich damals das Festival?

N. Z.: Der Untertitel der ersten Ausgabe war „Abbandono“ (Verlassen). Dahinter steckte die Idee, einen Nicht-Ort des Übergangs, seit Jahren geschlossene Hotels und Gebäude, Räume von ansehnlicher Architektur und Erinnerungen an eine bewohnte Gegend zu öffnen, ihnen mit Kunst, Theater, Musik, Vorträgen und Workshops neue Bedeutung zu verleihen.

KE: In den darauffolgenden Ausgaben bist du Themen wie „resilienza“ (Resilienz) und „corrispondenze“ (Schriftwechsel) angegangen. Welchen Stellenwert hat es für dich, dem Festivalprogramm eine konzeptionelle Ausrichtung zu geben?

N. Z.: Das NoN-Festival entstand als eine Art Versuchslabor, um einem zunehmend verlassenen Ort einen Sinn und eine Zielsetzung zu geben, eine Art „dritte Landschaft“ mit Potential in ihm zu kreieren. Um diese verborgene Energie hervorzuheben, habe ich dem Festival einen metaphorischen Schwerpunkt und Titel gegeben. Dabei geht es auch darum, vergessene Orte neu zu vernetzen und wieder eine Kommunikation in Gang zu setzen.

KE: „La frontiera nascosta“ (die unsichtbare Grenze) war hingegen das Leitmotiv des diesjährigen Festivals, das am ersten Wochenende im September stattfand. Was ist an jenen Tagen auf der Mendel geschehen?

N. Z.: Der Titel dieses Jahres zitiert die bekannte Forschung der amerikanischen Anthropologen Wolf und Cole. Die italienische Ausgabe der Studie wurde von Giovanni Kezich herausgegeben, dieser erzählte davon im Centro culturale dell'Anaunia in Sanzeno. Zum Thema der versteckten Grenze, der Kultur und Identität fanden zahlreiche Installationen, Performances und Künstlerresidenzen statt.

KE: Wie reagiert die lokale Bevölkerung? Nimmt sie am Festival teil?

N. Z.: Die vier bisherigen Ausgaben des Festivals haben unterschiedliche Teile der Bevölkerung angesprochen, darum war die Teilnahme seitens der Einheimischen vielfältig: Das

erste Festival war vor allem der Geschichte des Nonsberges gewidmet, es nahmen Künstler aus dem Trentino und Südtirol teil, die wiederum das ihr Publikum anzogen, welches eigens für das Festival auf die Mendel kam. Die darauffolgende Ausgaben haben zunehmend andere Orte mit eingebunden und ver-



Grenzgänge

Foto: Maria Gapp

schiedenste Kooperationen hervorgebracht, wodurch das anfängliche Interesse gefestigt und weiter ausgebaut werden konnte.

KE: 2017 hast du das Programm auch über die Mendel hinaus ausgedehnt, mit Veranstaltungen in Sanzeno und in S. Felix. Was war der Grund für diese Entscheidung?

N. Z.: Die Entscheidung, das Non Projekt über den Pass hinaus auszudehnen, wurde bereits 2016 mit dem Thema „corrispondenze“ getroffen – was gerade das Schaffen eines gemeinschaftlichen Netzwerkes ausdrückt: Angefangen vom Museo della cartolina in Ronzone, mit der Installation von Christian Martinelli in der Casa sociale di Caltron in Cles. Auf dem Mendelpass selbst fanden Konzerte und Vorstellungen statt, auf dem Hauptplatz von Fondo die Trampolin-Aufführung *Il ladro di sogni*. In St. Felix wurde während einer Künstlerresidenz über zehn Tage lang ein Kunstprojekt in der Natur, an einem geradezu magischen Ort entwickelt.

KE: Das Programm ist multidisziplinär: Vom Theater zur Musik, von der bildenden Kunst zur Performance. Wie wählst du die Künstler aus?

N. Z.: Die Zusammenarbeiten mit den Künstlern entstehen aus meiner vieljährigen Tätigkeit in der Theaterproduktion in Meran und außerhalb der Provinz, sowie aus anderen künstlerischen Projekten. Außerdem wurde bereits bei der ersten Ausgabe der Wettbewerb „SCANDALO“ mit einem Preis für die beste Produktion ausgerufen. Auch dieses Jahr wurde ein offener Wettbewerb für Künstler, Gruppen, Performer zum aktuellen Thema, also in Bezug zur natürlichen, architektonischen und gesellschaftlichen Umgebung ausgelobt. Dahinter stand auch die Idee einer produktiven Workshop Residence vor Ort.

KE: Ausgestellt war auch ein Werk des kroatischen Künstlers Nemanja Cvijanović. Deswegen großes, provokantes Foto wurde gut sichtbar an der Hauptstraße aufgehängt. Gab

es Polemiken oder andere Reaktionen, die du mitbekommen hast?

N.Z.: Die Installation entstand in Zusammenarbeit mit LanaLive und hat die bereits bestehenden Kooperationen mit anderen Partnern wie dem Centro Culturale dell'Anaunia, dem Museo degli usi e costumi della gente trentina, der Comunità della val di Non, dem Museo della cartolina e comuni di Cles, mit Sanzeno, Fondo, Ronzone, Ruffrè-Mendola, Feliziatas Forest Chalet in St. Felix, Bait dal Pizzagn in Ruffrè, Hotel Bellavista – erweitert. Vielmehr als um eine Provokation handelt es sich um eine gelungene und witzige Ironie zur „folkloristischen“ Identität, die im Gegensatz zur kulturellen Auseinandersetzung eine sehr oberflächliche Idee von Identität repräsentiert. Es war eine kreative Arbeit, in welcher die Kunst eine expressive Form gefunden hat. Die Positionierung der Installation an der Grenze hat diese Wahrnehmung verstärkt und damit mögliche polemische Inbesitznahmen, die geradezu lächerlich gewesen wären, verhindert.

KE: Sehr interessant scheint mir der Film „MY NAME IS WASKY“, deren Autoren du eingeladen hast von ihren Erfahrungen zu berichten. Kannst du etwas zum Projekt erzählen?

N.Z.: Das NoN Festival ist auch der Versuch, durch die Kunst ein Netz an Beziehungen aufzubauen und die Kommunikation und den Dialog zu fördern. Eine der daraus resultierenden Projekte ist gemeinsam mit dem Verein Kariba aus Trient entstanden. Der vorgestellte Film „My name is wasky“ (23 Minuten, Italien, 2017, von Ibrahim Mohamed und Nana Osei) erzählt die Geschichte des Jungen Wasky aus Ghana, wie er 2015 nach Italien kommt. Das Ziel des Kurzfilm ist, anhand von Rapmusik, die Schwierigkeiten und Anstrengungen zu zeigen, welche er tagtäglich außerhalb seines Landes, im ländlichen Trentino, erlebt.

KE: „Dal verbale al NON verbale“ (Vom sprachlichen zum NICHT sprachlichen) war ein Workshop von Mauro Sperandio und Lucia Rangioletti. Worum handelt es sich?

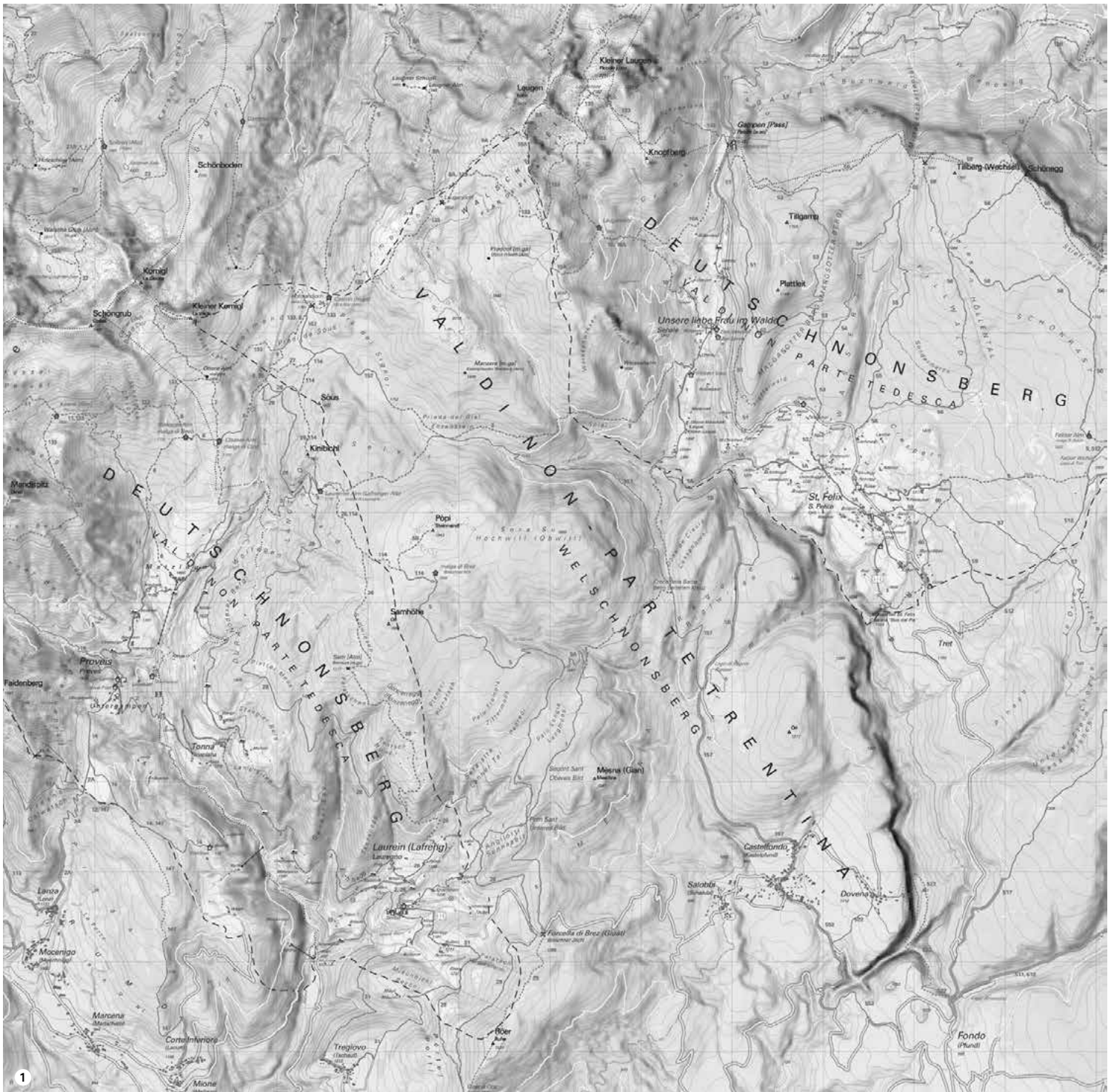
N.Z.: Dabei handelt es sich um eine Zusammenarbeit mit dem Centro diurno in Ruffrè, wo verschiedene Workshops, unter anderem jener von Mauro und Lucia, stattfanden. Im ersten Teil konzentrierten sie sich auf die Sprache und den visuellen Ausdruck, doch die analoge Herangehensweise wurde im zweiten Teil abgelöst, durch rhythmische und musikalische Elemente aus der Welt der Musiktherapie, die auf die Gefühle und den non-verbalen Ausdruck eingingen.

KE: Möchtest du 2018 mit deiner Recherche auf dem Mendelpass weitermachen? Planst du bereits die fünfte Ausgabe des Festivals?

N. Z.: Das Experiment war auf drei Jahre angelegt, als eine Art Labor in der Natur – für eine gedankliche Öffnung, eine Ökologie des Ortes und der Handlung. ... von der Notion des verlassenen Ortes, über das, was noch bleibt, bis zur Veränderung durch Kommunikation und Korrespondenz. Das vierte Jahr hat mit der Erfahrung der „Unsichtbaren Grenze“ eine neue Phase eingeleitet, für zielgerichtete Projekte, die versuchen Brücken zu bauen, Orte in den Blick zu nehmen, Beziehungen wieder aufzuwerten. Die neue Ausrichtung unter dem Titel „Polis“ entspricht den Kriterien bereits bestehender Projekte in Meran und Bozen.

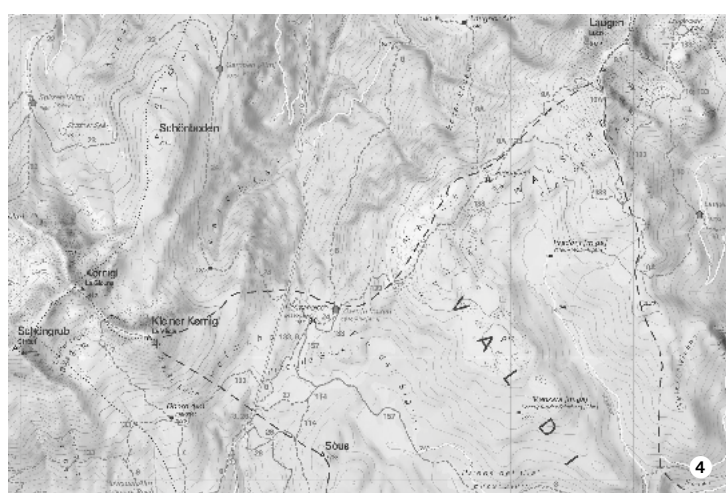
Das hier vorgestellte Bildermaterial resultiert aus einem kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekt zu Orten und Strecken des alpinen Durch- und Übergangs in Tirol. Ergebnis dieses Projektes ist ein Buch (mit dem Titel „An der Grenze“), das auch eine Studie zur Verbindungsstraße von Ulten nach Proveis – der oft so bezeichneten „Lebensader“ des Deutschnonsberger Grenzgebietes – beinhaltet.

Stephan Illmer: Unterwegs in den Nonsberg. Übergänge, Durchgänge, Grenzgänge zwischen Südtirol und Trentino. [Ins Italienische übersetzt von Manuela Benetton: Strada facendo in Alta val di Non. Passaggi e sottopassaggi di confine tra Alto Adige e Trentino. In: Andrea di Michele, Emanuela Renzetti, Ingo Schneider u. Siglinde Clementi (Hrsg.): An der Grenze. Sieben Orte des Übergangs in Tirol, Südtirol und im Trentino aus historischer und ethnologischer Perspektive. [Al confine. Sette luoghi di transito in Tirolo, Alto Adige e Trentino tra storia e antropologia.] Bozen/Bolzano 2012, S. 313-333. [S. 305-325.]



Landesstraße 88 | Phänomene der Begrenzung und Entgrenzung rund ums Hofmaddjoch

Die LS 88, die sogenannte Hofmaddstraße, verbindet seit 1998 den Deutschnonsberg auf mehr oder weniger direktem Wege, teils über- und teils unterirdisch, mit dem Ultental. Ein außergewöhnliches Bauwerk, das im großen Stil geographische und politische Grenzen über- oder eben unterwindet und zugleich – im Kleinen und Alltäglichen – neue Grenzphänomene nach sich zieht, wie die folgende Bildstrecke skizzenhaft anzeigt.





1 Natürliche und kulturelle Grenzen am Nonsberg.

2 Die Straße von Laurein in Richtung Forcella di Brez. Hier endet die Autonome Provinz Bozen – Südtirol – und mit ihr auch der Traum von einer geradlinigen Verbindung vom östlichen in den westlichen Deutschnonsberg.

3 In der Bildmitte das sogenannte Hofmahdjoch am Fuße des Kornigls. Linker Hand geht es ins Nonstal, rechts ins Ultental.

4 Grenzgebiet Hofmahd. Das Trentino streckt die Land-Zunge vor, Südtirol kontert mit einem Durchstich.

5 Markierung des Grenzverlaufs zwischen den Gemeinden St. Pankraz und Castelfondo an der Ostflanke des Kornigl. Im Hintergrund der Laugen.

6 Diese italienische Trikolore markiert Welschnonsberger Gebiet.

7 Über einen Forstweg der Gemeinde Castelfondo gelangt man (ohne markante Steigung) zum Scheitel des Passo Castarin. Nicht naturräumliche, sondern anderweitige Absperrungen sollten die DeutschnonsbergerInnen an einer oberirdischen Durchquerung des Areals hindern.

8 Das Südportal des Verbindungstunnels Laurein – St. Pankraz. In einer Fahrt von 1712 Metern gelangt man darin geradewegs von einem Südtiroler Landesteil in den nächsten.

9 Die Rückseite der Verkehrszeichen: Landesfarbener Aufkleber (Freistaat Südtirol) beim Nonsberger Tunneleingang.

10 Geologisches Grenzgebiet Marauntal. An diesem künstlich eingebremsten Talzusub schwindelt sich die Landesstrasse 88, teils ober-, teils unterirdisch, vorbei.

11 Dieser mit Beton verschaltete, unvertraute Durchgang am Eggerberg wurde – als Abschnitt des Fußweges von St. Pankraz zum Hofmahdjoch – in vertrauter Manier mit Wegweiser und Markierung ausgezeichnet.

12 13 Der Golf vom Mittereggen in seiner zeitlosen „Garage“.

Landkarte:
Technische und Graphische
Anwendungen GmbH, Lana 200.

Alle Aufnahmen:
Illmer Stephan. Castelfondo, Laurein,
St. Pankraz 2008/09.



Foto: Claudia Oblok

CLAUDIA OBLOK

Geboren 1975 im damaligen Jugoslawien, wanderte die Autorin bereits als Kind mit ihrer Familie von Zagorje an den süd-östlichen Ausläufern der Alpen (heute Kroatien) nach Deutschland aus. Sie studierte Germanistik, Slawistik und Kunstgeschichte in Tübingen, Berlin und Zagreb, übersetzte Theaterstücke und Lyrik aus dem Kroatischen bzw. Serbischen. 2017 veröffentlichte sie das Gedicht „Callots Baum“ in der Literaturzeitschrift Poesiealbum neu 2/2017 „Steinbrech. Gedichte zu Pflanzen“, Edition kunst & dichtung, Leipzig 2017. Claudia Oblok lebt und arbeitet derzeit in Wien. Sie ist Preisträgerin des Literaturpreises *Frontiere/Grenzen* in Primiero 2017 in der Kategorie „unveröffentlichte Erzählungen“.

Claudia Oblok

ALTES WASSER

Ivan Novak hatte keinen Vergleich, aber es lag bestimmt an dem Wasser, das auf alten, vom Kaiser erbauten Aquädukten aus den Bergen in die Stadt geleitet wurde, dass die Fenster so sauber und klar waren und die Sonne in den höheren Stockwerken, deren Fenster er putzte, darin glänzte, ja, leuchtete, wie in einem Spiegel.

Water from the mountains. Bei Stadtführungen hörte er das manchmal, wenn die Stadtführer vor einem alten Springbrunnen ihre Hände in das Wasser hielten. Glückliche Hände, die in einer europäischen Hauptstadt in Bergwasser eintauchen konnten.

DER PUTZEIMER UND DIE DEMONSTRATION

Fast hätte er den Wassereimer umgeworfen, als er die Parolen hörte und sich ruckartig umdrehte. Er putzte die Fensterfront eines Geschäftshauses im Zentrum, als eine unangemeldete Demonstration durch die Fußgängerzone führte. Vermutlich waren es Studenten und andere junge Leute, die sich dem linken Spektrum zuordneten. Er sah Fahnen mit dem kommunistischen Stern. Ob sie eine Ahnung davon hatten, was dieser Stern für Menschen wie ihn bedeutet hatte.

Man solle ihn erschlagen, wie einen räudigen Hund, hatte ihm ein Bekannter aus seiner kleinen Stadt gesagt, als er nicht abrücken wollte von dem politischen System, das offensichtlich am Zusammenbrechen war.

Über Nacht wurde aus dem Elitestudenten, aus dem Studenten der marxistischen Gesellschaftstheorie mit Aussichten auf einen Posten in der Führungsclique, ein Aussätziger, ein Vorgestriger, eine indiskutable Person.

Und da kamen diese jungen Leute, erfüllt von ihren Idealen, von ihrem Engagement und vor allem vom Gefühl auf der richtigen Seite zu sein und sprachen von linken Utopien wie von Küchenrezepten.

Sollte er da mitmarschieren, als alter Linker, wirklich Linker, akademischer Sozialist?

In seiner Arbeitskleidung mit nassen Händen und einem Abwischer in der Hand?

Die jungen Linken hier würden ihn als marxistischen Intellektuellen ebenso wenig akzeptieren wie alle anderen. Auch hier war er letztlich ein Hilfsarbeiter, ein Loser.

Ein räudiger Hund inmitten von Wohlstandskindern mit Gewissen.

VERGESSENE ARMEEN

Er war nie abgerückt. Wie ein Monarchist ohne Monarchie, der jedes Jahr den Geburtstag des Königs feiert. Wie ein alter Soldat einer längst vergessenen Armee, die irgendwo weitab in Schnee und Eis verlassen worden war. Und sobald die Soldaten sich, in ungeordneten Reihen, Hand auf der Schulter des anderen, in die Städte schleppten, wendeten die Menschen den Blick sofort ab, weil die geschlagene Armee ihnen, wie alle Kriegsveteranen zu allen Zeiten, peinlich war.

DIE ADRIA-LOGE

Was übrig blieb war ein Restleben mit Rest-

EUROPÄISCHES WASSER

kraft. Er hatte keinerlei Ambition mehr, etwas Außergewöhnliches zu schaffen. In keiner Beziehung. Er gab sich mit Frauen ab, die er in seinem früheren Leben nicht angeschaut hätte. Bei der Auswahl der Ehefrau spielte nur eine Rolle, daß sie einen Haushalt führen konnte und gesund war.

Früher hatte er die Hoffnung gehabt, eine Frau seines Schlages zu finden, die beste Studentin ihres Jahrgangs. Eine Frau wie seine Geschichtspräsidentin eine gewesen war. Frühere Partisanin, die nach dem Krieg die Waffe weggelegt und zu den Büchern gegriffen hatte. Nach dem Krieg baute sie das Land auf und sah gut dabei aus. Sie befreite sich von traditionellen Zwängen und kleidete sich – und das bis ins hohe Alter – in dem libertinären Stil der Sechziger. Behielt den Kurzhaarschnitt bei ungefärbten grauen Haaren. Wenn sie dozierte, lehnte sie sich mit den Händen an den Tischen ab und ein riesiger Steinanhänger baumelte hin und her. Es wurde gemunkelt, daß sie eine Freimaurerin sei. Daß sie zu einer so genannten Adria-Loge gehörte, die immer auf einer der tausend Inseln ihre Treffen abhielt und sehr viel trank.

FURIE DES KRIEGES

In den Büchern der Staatsbibliothek versuchte er, die Statue zu finden, die – ohne ein Kriegsgeschehen abzubilden – den Wahnsinn des Krieges zeigte. Vielleicht war es ein Gemälde gewesen, und nur in seinem Kopf wurde es zu Marmor, da er sich zu jener Zeit mit Bildhauerei beschäftigt hatte. Die Furie – halb Mensch, halb Dämon – deren weit aufgerissene Augen Entsetzen zeigten – und auslösten. Mit einem verzerrten Mund, dessen Schrei man sehen konnte, Panik auslösend und sie bezeugend. Die Furie fegte über das Land. Mehr ein Sturm als nur ein Wind. Und statt Regen fiel Blut auf die Erde.

VORWÄRTS, VORAN, VORAN!

Die sozialistischen Statuen zeigten in nur eine Richtung: in die Zukunft.

Vorwärts, voran, voran! Der Blick war kämpferisch und siegesicher. Und er hatte das geglaubt.

Nichts davon war übrig. Zukunft hieß gerade so bezahlte Rechnungen, hoffen, nicht zu alt zu werden, Ermüdung der Knochen. Und im Hier und Heute lebte er auch nicht. Er existierte lediglich. In einer Zeit, die sich selbst erledigte. Die Zeit der toten Zeit.

DER ALTE PROFESSOR UND DER SCHNAPS

„Frieden“ klingelte seine Kindheit, seine Pubertät, sein junges Erwachsenenalter hindurch. Mit diesem Wort war er aufgewachsen. Sie leben, arbeiten, kämpfen für den Frieden. Natürlich. In permanentem Gegensatz zu den anderen.

Was es aber bei ihnen nirgends und zu keiner Zeit gegeben hatte, waren so genannte Friedensinstitute, Friedensforschungsinstitute und das dazugehörige Personal.

Krieg und Frieden ergab sich aus den Umständen im Land. Was sollte da erforscht werden? Den Glauben an diesen Berufszweig zum Wohle der Menschheit verlor Ivan Novak vollends, als er diese Frau im Fernsehen über

den Krieg in Jugoslawien reden hörte. Die Menschen hätten halt nicht gelernt, miteinander zu reden. Das war die Erklärung.

Diese Verachtung..., dachte er. Als ob es eine Frage der Teilnahme an einem Sitzkreis sei, die totale Zerstörung aufzuhalten. Wahrscheinlich glaubte diese selbstzweifelfreie Frau, mit gezeigt besorgter Miene, daß man es ihnen nur wie kleinen Kindern erklären müsste, wie das Reden richtig funktioniert, und schon gäbe es keine Konflikte mehr. Und was genau war noch mal der Beruf: Konflikt, Friedens- oder Kriegsforscherin oder Angestellte eines Konflikt- oder Friedensforschungsinstituts – denn Kriegsforschungsinstitute gab es nicht, da im Westen der Krieg undenkbar geworden war. Und zu welchem Zweck? Zur institutionalisierten Besserserei und zur Demonstration der eigenen moralischen Überlegenheit und Toleranz – sogar ihnen, den zurückgebliebenen Hinterwäldlern gegenüber, denen man in unendlicher Geduld beibringen müsse zu kommunizieren. Auf die richtige und korrekte Art und Weise.

Nein, sein alter Professor hatte es auf den Punkt gebracht. Es war viel einfacher. Bei jedem Konflikt, vor jedem Krieg, stelle er sich, sagte er ihm in seinem verrauchten Sprechzimmer, eine Frage: Ist es so, dass die verfeindeten Parteien überhaupt miteinander reden wollen?

Er holte eine Flasche Schnaps und zwei Gläser aus seinem alten Aktenschrank.

RAKJA

Ein paar Mal hatte er aus dem Sommer, nachdem er wieder einreisen durfte und nicht mehr staatenlos war, Brunnenwasser mitgebracht, um Slivovic selbst zu destillieren. Aber es war jedes Mal eine Enttäuschung. Als brauche es auch die Luft und alles, was sie transportiert, um eine Rakija zu brauen, die auch ihn berauschen hätte können.

BADEL UND DER ÄTHIOPIER:

Ivan Novak war froh, daß niemand in seinen Kopf schauen konnte. Niemals hätte er öffentlich gesagt, bei welchen Gedanken er sich manchmal ertappte. Daß er froh war über seine helle Haut. Nicht nur weiß, sondern ausgesprochen blass. Und über seine blauen Augen, „blau wie die Donau im Frühling“ hatte seine Großmutter immer gesagt. Wenn er den Mund nicht aufmachte und sein slavischer Akzent augenblicklich seine Sprache färbte, hätte er als Österreicher durchgehen können. Eingeweihte erkannten vielleicht die Drauebene in seinem Gesicht, aber das waren nur wenige.

Zum Glück war da nichts allzu Dunkles- auch das Haar war nicht schwarz, sondern haselnussbraun. Die Freude war größer als die Scham in seinem Inneren – im Herzen eines alten Marxisten. Wie peinlich! Vor allem, da gerade er immer die Völkerfreundschaft mit den Blockfreien so hochgehalten hatte.

Vor einigen Jahren war er mit einem Äthiopier ins Gespräch gekommen, auf dem Flur eines Amtes. Der Äthiopier war ein wenig älter und freute sich sichtlich, als er ihm erzählte, daß er aus Jugoslawien kam. Den Namen auszusprechen über Linoleumboden... Der größte und wichtigste Platz in seinem Heimatort, so erzählte der Äthiopier, sei bis zum heutigen Tag nach Tito benannt. Noch immer genieße

dieser größten Respekt. Das alles war kein Zufall, daß in dem Lokal, das keine Diaspora-lokalität war, in der Spirituosenauswahl ein Badel-Slivovic vertreten war. Wie ein letzter Aufrechter wartete er in seiner hellgrünen Glasummantelung.

Er nötigte den Äthiopier, weiter zu trinken, als dieser schon längst abwinkte.

Ob er nicht trinke, weil er Sportler sei und so schnell renne, wie so viele Äthiopier. Er lachte und fütterte die Solidarität.

Schon lange hatte er mit niemandem mehr über die glorreiche Geschichte der Blockfreien gesprochen, es war so weit weg, wie das Matriarchat oder die Pariser Kommune. Und plötzlich war da jemand, der wusste, was ihnen verloren gegangen war. Daß es die große Hoffnung einmal gegeben hatte. Daß sie einmal in derselben Mannschaft gespielt hatten.

Und nun musste er sich eingestehen, daß gerade er klammheimliche Freude empfand, in Haut, Haaren und Augen nichts Schwarzes an sich zu haben, dass er den Anschein machte, genauso zu sein, wie die anderen.

DER MORGENSTERN SCHLÄFT HINTER WOLKEN

Diese Kolonnen hielt er überhaupt nicht aus. Wie damals. Archaisch und voller Grauen. Sein Herz brach, als er das gesehen hatte. Die Kolonnen von verzweifelten Menschen, die eine gefallene Stadt verlassen mussten. Damals, als der Krieg in Jugoslawien ausgebrochen war.

Aber irgendetwas war anders. Diese gut ge-launten, vitalen jungen Männer. Er war auch ein junger Mann gewesen, aber er hatte es selbst hier in Wien nicht gewagt, den Blick zu heben. Da haftete kein Krieg, kein Zusammenbruch an ihren Gesichtern. Er bekam regelrechte Aversionen gegen sie. Wo sollten die alle hin? Wo würden sie arbeiten? Sie würden in dieselben Wohnungen drängen wie er und die gleiche Arbeit machen. Auch sie würden Fenster putzen mit sauberem Alpenwasser, auch die älteren unter ihnen, auch wenn sie zuhause sogar Ärzte, Anwalte und Geschäftsleute gewesen waren. Sie sollten wegbleiben und sich ihren Weg nach Europa nicht erstreiten.

Und trotzdem sah er sie zwischen ihnen. Die Verzweifelten. Die Kolonne.

Ihm fiel ein altes Lied aus seiner Gegend ein. Knechte mit schwielen Händen und müden Beinen suchten in der Nacht den Weg nach Hause, während die Finsternis hinter ihnen herrschlich wie eine Zauberin und der Mond und der Morgenstern schon hinter den Wolken schliefen. Während die Knechte noch immer weiter gingen.

DAS AQUARIUM

Geht nach Hause, hier wartet nichts auf euch! Die wollen euch hier nicht! Geht dahin zurück. wo ihr hergekommen seid! Glaubt nicht, was die versprechen, sonst sterbt ihr alle im Meer!

Er merkte nicht, daß er mit dem Wischer wedelte, als würde er winken, und sehr laut dabei sprach.

Er sah in das Glas wie in dunkles Wasser und gewährte, wie Gesichter darin zum Vorschein kamen. Langsam schimmerten sie aus der Dunkelheit hervor.

Anzugträger in einem Meetingraum, die den Kopf zu ihm gedreht hatten und in ihren Bewegungen innehielten. Bevor jemand sich zu

Europäisches Wasser

Die Autorin kennt sowohl das Leben im Grenzgebiet, das wie so oft auch ein Melting Pot der Sprachen und Kulturen ist, als auch die Überwindung von Grenzen aus erster Hand und lässt in ihrer hier veröffentlichten Erzählung immer wieder aufblitzen, was es heißt, äußere Grenzen zu verinnerlichen, mitzunehmen und nicht loszuwerden. Umgeben von den Gespenstern der Vergangenheit beginnt die Hauptfigur der Erzählung, Ivan Novak, sich zunehmend von der Außenwelt abzugrenzen, verstört durch geografische, wirtschaftliche und politische Umbrüche, die das Werden des persönlichen Schicksals unweigerlich beeinflussen. Ivan Novak lässt in seinem alten, untergegangenen Land nicht nur seine Vergangenheit zurück, sondern auch seine soziale Existenz und sein politisches und intellektuelles Koordinatensystem. Mit jedem (dauerhaften) Grenzübertritt muss ein Mensch sich neu erfinden, mit ungewissem Ausgang.

einer Reaktion auffrachte, verließ er diesen Fossilienpark und fuhr das Gestell eine Etage höher. Er sah noch, wie sie ihm mit immer noch unbeweglichen Köpfen nachschauten, bevor sie die Köpfe senkten, um möglicherweise über ihn zu reden.

WEISS IN SCHWARZER ERDE

Ivan Novak freute sich jeden Abend im Bett auf den Augenblick, da er am nächsten Tag von der Arbeit nach Hause kommen würde, mit um einen Tag gealterten Knochen. Nachts liegen sie weiß in seinem Körper wie in schwarzer Erde. Tagsüber reckten sie sich vor den Fenstern der Hochhäuser auf den Gerüsten der Sonne und dem Ende des Arbeitstages entgegen.

HELFENDE HÄNDE

Mehr noch als gegen die Flüchtlinge hatte er etwas gegen all die Helfer. Wie sie sich gegenseitig auf die Schulter klopfen, sie sich im Verbund mit Politikern; Journalisten etc. kollektiv ein riesengroßes Herz attestierten und ständig darauf hinweisen mussten, wie großartig dieses Engagement war.

Dieses Wort konnte er nicht mehr hören.

Er hatte nicht gedacht, daß er Nietzsche jemals Recht geben würde. Dabei interessierte ihn diese Untermenschengeschichte überhaupt nicht. Sondern die Ideen zur Selbstlosigkeit. Nach ihm gab es diese nicht. Niemals. Unter keinen Umständen. Selbst beim wohlthätigsten Verein nicht. Es gab immer einen Nutzen. Oft sogar einen ersichtlichen. Zumindest aber einen nicht ersichtlichen. So gut wie nie wird von einer guten Tat nicht erzählt, und in dem einen Prozent der Fälle, wo das der Fall war, da sprach man sich die moralische Überlegenheit selbst zu. Heftete sich den Orden selbst an. Und irgendwer – im Himmel oder auf Erden, würde es schon noch sehen.

DAS MEER UND DIE AUSWANDERER

Für den Rest des Lebens trennte es die früheren Auswanderer von ihrem bisherigen Leben. Sie wollten im Sommer nicht einmal baden, keinen Fuß tauchen in das trennende Element.

Und dann, lange Zeit für uns, helle Sommer. Die Sehnsucht nach dem blauen Wasser, nach der funkelnden See, nach dem Salzgeruch.

Und seit einigen Jahren das Meer in seiner Weite, Ruhe und Rücksichtslosigkeit. Sterbelaken über den Ertrunkenen. In sanften Wellen spült es die Leichen ans Land.

TIEFE WASSER

Ivan Novak konnte sich nicht auf das Fenster-

glas konzentrieren. Er hatte zwar bemerkt, wie malerisch die Sonne den Kahlenberg beschien, wie die Donau glitzerte. Anders als sonst konnte er sich an der Schönheit nicht erfreuen. Er bemerkte nicht, wie die Rot-, Gelb- und Orangetöne sich im Glas spiegelten.

Gestern im Fernsehen wieder diese Bilder von der Hoffnungslosigkeit. Wie waren erst die Bilder, die er gar nicht zu sehen bekam? Größer als sein Mitleid war allerdings die Wut auf diese Leute, weil sie sich auf die Überfahrt in Nusschalen eingelassen hatten. Es sah so grauenvoll aus, dieses kleine Boot im unendlichen Meer. Schutzlos in Sonne, Wind, Regen, Sturm. Entgegen aller Versprechungen war er losgebrochen und das Schiff schwankte bedrohlich. Die Leute fingen an zu schreien, die Kinder weinten. Doch da kam sie, die Rettung. Ein Schiff näherte sich ihnen, und sie wollten alle die ersten sein, um an das sichere Deck zu kommen. Eine Mutter streckte ihr kleines Kind der Besatzung entgegen, doch sie sah die Welle nicht, die auf das Boot zu-rauschte. Ivan Novak schrie: Tu das nicht! Aber sie hörte nicht. Sie streckte die zitternden Arme mit dem weinenden Kind noch immer aus. Als die Welle das Boot erreichte, machte Ivan Novak einen Sprung, um das herunterfallende Kind aufzufangen.

Das Wasser und die Luft waren so plötzlich da. So schnell konnte kein Mensch sich zu-rechtfinden, im Sinken und im Fallen. Die Nacht und das Wasser umfingen sie dunkelblau und warm.

Die Sonne ging später auch an diesem Tag still und unspektakulär unter, über Wien, über dem Meer, über der Welt.

Herausgeber
Erscheinungsort

Präsident

Vorstand

Koordination,
Veranstaltungen
Presserechtlich
verantwortlich
Finanzgebarung
Graphisches Konzept
Sekretariat

E-mail
homepage

Druck
Grafik
Bezugspreise
Abonnement
Bankverbindungen

Distel - Vereinigung
Bozen

Martin Hanni

Johannes Andresen, Peter Paul Brugger, Gertrud Gasser,
Bernhard Nussbaumer, Reinhold Perkmann, Roger Pycha

Hannes Egger, Haimo Perkmann

Vinzenz Ausserhofer
Christof Brandt
Gruppe Gut Graphics
Hannes Egger
I - 39100 Bozen, Silbergasse 15
Tel. ++39/0471 - 977468
Fax ++39/0471 - 940718
info@kulturelemente.org
www.kulturelemente.org

Fotolito Varesco Auer
Media Grafik ++39 348 580 30 70
Inland: 3,5 Euro, Ausland 4 Euro
Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro
Südtiroler Landessparkasse Bozen:
IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300

AUTONOME
PROVINZ
BOZEN
SÜDTIROL



PROVINCIA
AUTONOMA
DI BOLZANO
ALTO ADIGE

Deutsche Kultur

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung,
Abteilung Deutsche Kultur

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81
Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur
mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Autorinnen und Autoren

- Timo Brandt**
LITERATURBLOGGER
Hamburg / Wien
- Hannes Egger**
KÜNSTLER und AUTOR
Lana
- Maria Gapp**
FOTOGRAPHIN
Naturns
- Martin Hanni**
JOURNALIST und FILMEMACHER
Bozen
- Stephan Illmer**
BILDUNGS- und
KULTURARBEITER
Lana
- Ingrid Kofler**
SOZIOLOGIN
EURAC RESEARCH, BOZEN
St. Felix
- Margareth Lanzinger**
PROFESSORIN FÜR
WIRTSCHAFTS- UND
SOZIALGESCHICHTE AN DER
UNIVERSITÄT WIEN
Wien
- Felix Lalù**
MUSIKER und KÜNSTLER
Val di Non / Trient
- Claudia Oblok**
AUTORIN
Zagorje / Wien
- Benjamin Tomasi**
BILDENDER und
KLANGKÜNSTLER
Seis / Wien
- Nazario Zambaldi**
KÜNSTLER / THEATERMACHER
Meran

Timo Brandt

Den Horizont verbirgt die Feinheit der Dinge

Die Besprechung eines Buches, das auf ganz eigene Weise enzyklopädisch ist, darf man wohl mit einem Zitat aus Wikipedia beginnen: *Das Nonstal, italienisch Val di Non, heißt es da, liegt nördlich von Trient und ist als Comunità della Val di Non eine Talgemeinschaft der Provinz Trentino in der Region Trentino-Südtirol in Italien. Das Gebiet wird im Deutschen auch als Nonsberg bezeichnet.*

Handelt sich also um ein Buch über ein Bergtal? Ja und Nein. Denn auch wenn das Tal als Bühne ausgewiesen wird und im Verlauf des Buches in seine feinsten Einzelteile zerlegt, von der Sprache in sie zerschubbt wird, so tritt es doch in den Hintergrund – gerade weil es en detail ausgebreitet wird.

Das Tal als großes Ganzes verschwindet im Text, der sich solange fortschreibt, bis die Teile mehr sind als die Summe, mehr als das blasse, glatte Bild. So gibt Oswald Egger dem Tal allerdings auch seine Wirklichkeit zurück, zeigt was ein Tal im tiefsten Sinne ist. Über dieses Durchbrechen der einfachen Wahrnehmungsdimension mithilfe der Spra-


che, hin zur Quelle, gibt es weiter unten noch einen Absatz.

Den Text zusammenzufassen, seine Bewegung konsequent nachzuvollziehen, würde jeden Rezensionsrahmen sprengen. Dabei nimmt den meisten Platz im Buch nicht mal der Text ein, sondern die Zeichnungen von Pflanzen, Wurzeln, Samen, Mägen und allerlei Anatomien, grotesk im ersten Moment, dann irgendwann selbstverständlich und geradezu beruhigend – schon allein wegen dieser Erfahrung lohnt es sich, das Buch in die Hand zu nehmen.

„**Baum um Baum öffnete sich ein laubüberdachter Pascherpfad im Wasser, zu schmal für zuviel Vieh: das Laub sah aus wie zerhäutete Gräser, und seine Ableger widerwärtig rund wie Arme oder Fühlhörner**“.

Fühlhörner ist an dieser Stelle durchaus kein Schreibfehler, sondern eine Wortschöpfung, die das eigentliche Wort noch mitträgt, aber noch ganz andere Vorstellungen bereithält, wenn man sich darauf einlässt. Und das leistet Oswald Eggers Werk unentwegt: es

ist voller Sprachschöpfungen, die ganz neue Vorstellungen schmieden und schleifen, die alte Bedeutungsrahmen ebenso klar verlassen wie sie die Gegenstände hervorheben, deutlich, kräftig. Lautmalerisch und doch auch Seinsmalerisch bewegt sich die Sprache um die Dinge, will nicht nur ihren Hauch einfangen, in dem sie von Baum oder Kies oder Fluss oder dergleichen spricht, sondern bricht die nett genähten, einfachen Sprachteppiche auf und webt etwas Komplexeres und zugleich ungeheuer Unwillkürliches. Fein und doch mit so viel Gespür fürs Grobe. Poesie, die den Kern will und nicht nur den Saum.

Sprache finden für den ganzen Zausel der Natur, das scheint der Ehrgeiz dieses Werkes zu sein. Und so mäandert der Korpus vor sich hin, in Strömungen und Ästelungen, geschwind und doch behutsam, negierend und erfüllend. Immer auf der Suche nach den kleinsten Umrissen in der viel zu schnell summierten Umgebung. So entsteht die Enzyklopädie eines Tals, die Enzyklopädie einer Landschaft, einer Natur, doch vor allem einer Geistes- und Sprachwelt, deren Kern nach den Rändern strebt, danach greift. 

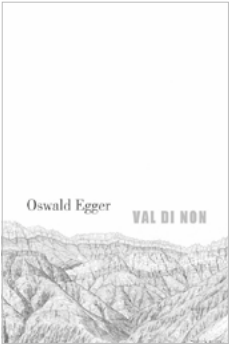


Foto: Cover



STIFTUNG SÜDTIROLER SPARKASSE
FONDAZIONE CASSA DI RISPARMIO DI BOLZANO

Wir stiften Kultur
Promuoviamo cultura